Es war einmal!

Eine jontefdige Reminiszenz aus dem alten Gailingen

von Berty Friesländer-Bloch, St. Gallen

Für die Jugend vor und nach dem 1. Weltkrieg war Pessach, das jüdische Osterfest mit seinem „Drum und Dran", ein Quell geschäftiger, freudiger Erwartungen.

Kaum war der Purim, der jüdische Fasching, mit seinem Mummenschanz und seinem besonderen „Gailinger-Chein" (Charm) und Humor vorüber, kaum schwand und tropfte der Schnee von den aufgetauten Dächern und Dachrinnen, da war auch schon so nach und nach die Pessachstimmung im Anmarsch.

Den Auftakt dazu gab Siegfried Bach s. A. — unser immer zu Späßen und Witzen aufgelegter Mazzenbäcker. (Mazzen = Osterbrote). Wenn wir Kinder, die „Jünglisch wie die Madlisch", auf dem fast zu ebener Erde gelegenen Fenstergesimse seiner Backstube kauerten und das geschäftige Treiben von Meister und Gesellen beobachteten, war für uns des Staunens und Sichfreuens kein Ende!

Du meine Güte! Wie das im gekascherten Ofen, welcher mit riesigen Buchen- und Tannenscheitern geheizt wurde, knisterte und glühte! Genau so stellte ich mir damals den Ofen der bösen Knusperhexe vor. Dank den in den Backtrog fallenden Schweißtropfen waren die Mazzes dann doch nicht so fade und salzlos, wie es unsere Chachomin, die alten Weisen, uns einst vorgeschrieben hatten.

Wie flink sich die Mazzenstöße mehrten und kunstvoll in die Höhe türmten, wie uns der Duft in die Nase stieg und wie er sich weitherum verbreitete! Mmh!

„Ui", s' Siegfriedle isch scho wieder am „Mazzebacke" — hieß es dann immer.

Auch die christlichen Kinder (wie in der Schweiz „Gofe" genannt) zählten zu Bachs Zaungästen. Wenn wir ihm dann schließlich zu aufdringlich wurden, reichte er uns seine halb- oder ganz verbrannten Mazzoth, worunter sich auch die dicken Maizwes für den Sedertisch des Passahmahles (spezielle Osterbrote) befanden, aus dem Fenster, und beglückt zogen wir dann mit unserer Beute ab, um kurz danach wieder dorthin zurückzukehren. Nach dem jüdischen Ritus hätte man vor Beginn des Passahmahles und dem dafür bestimmten Segensspruch keine Mazzoth, also ungesäuertes, salzloses Brot, genießen dürfen, doch waren wir Kinder uns für unser Tun und Lassen noch keiner Gesetzesübertretung bzw. einer Sünde bewußt. Wie

Anmerkung: Pessach (= jüdische Ostern), auch Überschreitungsfest und Fest der ungesäuerten Brote genannt: Siehe die „Zehn Plagen" — die, wie es in der „Heiligen Schrift" (Altes Testament) geschrieben steht, als ein Gericht Gottes über die Ägypter, das Land der Pharaonen (hebräisch = Mizrajim), gekommen waren, während laut obiger Überlieferung die Häuser des Volkes Israel verschont bzw. überschritten wurden.

Und der Ewige ,gelobt sei Er, errettete das Volk aus der Hand Pharaos und aus der qualvollen Knechtschaft und führte es mit starker Hand und trockenen Fußes durch das Rote Meer — welch sichtbares, gnadenreiches Wunder —, während seine Verfolger von den hohen Wellen verschlungen wurden. (Siehe 2. Buch Moses, 2. Kapitel.)

An dieser Stelle all diese Begebenheiten und die daraus hervorgegangenen Ritualien, Sitten und Gebräuche, die sich bis zum heutigen Tage im Judentum erhalten haben, näher zu erläutern, würde zu weit führen. Die Verfasserin verweist deshalb auf das Buch „Die Hagada Schel-Pessach", auch „Pessach-Hagada" genannt, zu deutsch: die Geschichte des Überschreitung- oder Pessachfestes, das durch jede jüdische Buchhandlung bezogen werden kann.

bereits erwähnt, hofften wir auf die Güte des Bäckers, die er uns trotz unserer Aufdringlichkeit, in Form von mißglückten und zerbrochenen Mazzoth, lachend und schimpfend, aus dem Fenster der Backstube reichte.

Vielleicht verdankt das ominöse Wort des „Gailinger-Chuzpeponim" — des Frechdachses also — seinen Ursprung gerade dieser, sich während Wochen und Jahr für Jahr abspielenden Begebenheit?

Im Religionsunterricht wurden wir alljährlich mit der Pessach, der jüdischen Ostergeschichte, vertraut gemacht. Die Knaben mußten dazuhin noch das „Manischtano" — das Frage- und Antwortspiel zwischen Vater und Sohn während des Sederabends —, warum diese Nacht (die Nacht des Überschreitungsfestes) so anders sei als alle anderen Nächte, erlernen.

Wie gebannt und ergriffen lauschten wir, wenn unser Kantor und Lehrer uns von der Knechtschaft des Volkes Israel und dem Auszug aus Mizrajim (Ägypten) erzählte. Damals ahnten wir allerdings noch nicht, daß auch wir einst unter dem Joche eines neuen Pharaonen seufzen würden und, daß auch wir einen „Auszug" über uns ergehen lassen mußten.

Im Übrigen wurden wir mit Strenge auf die bevorstehende, alljährliche jüdische Religionsprüfung vorbereitet. Ich werde auf dieselbe noch zurückkommen. — —

Wenn wir das Jahr über im Unterricht auch selten Schläge oder andere Strafen bekamen, das Motto unseres Lehrers Jakob Eisenmann s. A. lautete: „Nach Purim kommen die Jesurim!" Das heißt: Nach den Faschingsvergnügungen stellt sich der Ernst des Tages mit seinen Pflichten wieder ein — ein Sprichwort, das auch für die Schuljugend, die, wenn es sein mußte, Strafen schmerzlicher Art zu gewärtigen hatte, seine Gültigkeit behielt.

Das Instrument zu dieser unumstößlichen Theorie war für uns Kinder gewöhnlich der Stab eines Diabolospieles, oder auch die vollschlanke Vorhangstange eines Stubenwagens aus der — Eisenmannschen guten Kinderstube, die fast alljährlich neuen Zuwachs erhielt. Das Dasein eines Rohrstockes, von uns das „Meerröhrle" genannt, war immer nur nach Stunden gezählt. Kaum wurde ein solcher im Schulzimmer, meist hinter dem Pult versteckt, von uns entdeckt, zückten unsere Lausbuben auch schon ihr Taschenmesser, um dem Stock, diesem Folterinstrument, einige, nur einem scharfen Auge sichtbare Einschnitte einzukerben. Nie wurde dabei verraten, wer der Missetäter gewesen war, wir hielten alle dicht, das war Ehrensache!

Endlich, so etwa 14 Tage vor Pessach, ist auch für den geplagten Mazzenbäcker, für's Siegfriedle, die Befreiung von uns Plagegeistern eingetroffen und zwar in der Gestalt der wohlbeleibten Geschirrfrau (ich glaube, sie trug mindestens drei dicke gestreifte und ausgezackte Flanellunterröcke), der Geschirrfrau also, welche jedes Jahr um die gleiche Zeit mit ihrem mit einer weißen Blache überspannten, von zwei klapprigen Schimmeln gezogenen Geschirrwagen anrückte. Hü, Schimmeli, hü! brrr! oha!

Der Einzug der Gladiatoren war ein Nichts dagegen! Gegenüber der einzigen Apotheke des Dorfes und des Kriegerdenkmals, nahe der Synagoge, auf dem geräumigen Hofe des Sandel Weil, hatte sie stets ihr Domizil aufgeschlagen. So, als wäre ein Wanderzirkus in unser Dorf gekommen, (was auch jedes Jahr der Fall war), machten wir uns jeweils alle auf die Beine, das Wunder zu schauen. Juchit, war das eine Simche (Freude), wenn uns in unserem abgelegenen Nest eine Abwechslung geboten wurde! Dienstbeflissen halfen wir der Geschirrfrau beim Auspacken und bald schon lagerte das weiße und bunte Geschirr, sowie die vielen Glaswaren behutsam zwischen Stroh und Papier auf der Erde. Die braunen, glasierten, und die irdenen Töpfe, wir nannten

sie Häfen, sowie auch die Schüsseln „Schälilisch" und Platten waren, das wußten wir Mädels aus jüdischem Hause schon längst, für milchding und fleischding (rituelle Speisegesetze), und wenn man beim Rebbe (Rabbiner) eine Schale paskene ließ, sogar auch für minich (minich-neutral), für milchding und fleischding verwendbar.

Der Bund, also 8 bis 10 Stück dieses Geschirres in verschiedenen Größen, kostete nur 80 Pfennig, welche Mezie, oh, sooo billig! Bei den heimischen Händlern jedoch, ola-la, 90 Pfennig! Immerhin, der Unterschied von einem „Zehnerle" war ein Zuschuß zur Nedunje, zur Mitgift, die man einmal haben sollte, hm — ja sollte, wollte man nicht riskieren, ledig bleiben zu müssen, und dies wollten wir alle nicht. Wir waren samt und sonders ebenso heirats- wie unternehmungslustig!

Was im verflossenen Jahre an jontefdigem Geschirr, (das nur an den Ostertagen benutzt werden darf) in Brüche gegangen war, wurde nunmehr auf dem Geschirrmarkt ersetzt — — und, wenn ich dann mit meiner „Mame", der „Parisern", wie sie allgemein genannt wurde, diese Einkäufe tätigen durfte, hätte ich nicht einmal mit unserer „Parnesten" — der Frau des jüdischen Gemeindevorstehers — getauscht. Meistens erstanden wir dann noch einige reizende „Gschirrlisch" für unsere Puppenküche.

An diesen Geschirr-Markttagen herrschte jedoch auch — und dies zum Ärger und aus Konkurrenzneid von Samuel Gut — 's „Samwele" genannt, sowie vom „Wangener" — wie wir Pikard, den Händler und Lumpensammler aus Wangen am Untersee nannten, ein reger Tauschhandel, indem wir uns für Lumpen und Knochen Geschirr und glitzernden Schmuck, hauptsächlich „Fingerringlisch und Bröschlisch", eintauschen oder erstehen konnten. Die Mitternachtsvasen, in unserem Dialekt „Bottschamperlisch" genannt, verstaute man beim Einkauf raschestens und diskret, um ja nicht dabei gesehen zu werden, in einem großbauchigen Henkelkorbe. Wenn dann die Kehilla (Gemeinde), einschließlich der Rebbezten und der Chassenten (Frau Rabbiner und Frau Kantor) sich mit Geschirr eingedeckt hatten, verließ der fahrende Laden unsere Medine (Gegend) wieder. Wir Kinder liefen dann noch ein Stück Weges hinterher, und mit Wehmut im Herzen sahen wir ihn unseren Blicken entschwinden. Schade, daß er so bald wieder weiterreiste.

Die liebe Mame und damit auch die anderen Mütter und Hausfrauen fanden, daß es nun an der Zeit wäre, für den Eiervorrat zu sorgen, denn, meinte sie stets, der Pessach verschlinge die Eier en masse! Also bekomme ich ein Körbchen in die Hand gedrückt (der Auftakt zu meinem späteren Körbe-Austeilen) — dazuhin eine gestickte oder abgegriffene, lederne Geldbörse, dann mußte ich vom Außer- in's Hinterdorf, eventuell auch noch vom Ober- in's Unterdorf, sämtliche Bauernhäuser abklopfen, d. h. nach verkäuflichen Eiern fragen.

Meist war dieses Terrain von den Meist- und Überbietenden schon abgegrast und man mußte zum guten Geld noch froh sein und den Bäuerinnen flattieren, (diese sprachen übrigens beinahe so gut westjiddisch wie wir selber), damit man überhaupt noch Eier bekommen konnte. Aus Prestigegründen gab ich mir alle erdenkliche Mühe, doch nicht mit leerem Körbchen nach Hause zu kommen.

In dieser Zeit vor Pessach und Ostern kamen jedoch auch Bäuerinnen aus dem nahen Murbach, Buch, Randegg, Engen, Worblingen, Hilzingen, Rielasingen usw. in unser Dorf gezogen. Zeigte man sich besonders interessiert, hieß es prompt: „Mer händ die ‚Eiere' schon versproche,d' Frau Dokter Heilbronn, d' Frau Rothschild, d' Frau Otteheimer, d' Frau Kurz, d' Frau Gut, d' Frau Weil und Frau Hauptlehrer Brachat und au d' Frau Lorenz sind s' ganz Johr üseri Kunde!" Dagegen konnte keine Macht der Welt an! Frau Dr. Heilbronn war die Präsidentin des Israelit. Frauen-

vereins und verschenkte jedes Jahr zu Ostern die Eier an die Kranken und Minderbemittelten in der Gemeinde.

Mein „Babbe" (Papa) selig ergänzte dann den Eiervorrat, wenn er geschäftlich über Land ging und brachte dann auch gleich die Güggel und Henne (Hühner) für den „Jonteftisch" (das Festmahl), mit nach Hause.

Nach und nach wurde ich somit eine tüchtige Geflügel-Rupferin, eine Konkurrenz für's chärisch (chärisch-schwerhörig) Mathildile, einer komischen alten Jungfer, ein Unikum in ihrer Art. Vor den jeweiligen Festtagen wurde „Mathildile" von manchen jüdischen Hausfrauen angestellt, das Federvieh — sei es in einem Sack mit Luftlöchern, oder in einem ausgedienten großen Henkelkorbe — zum Schächter zu tragen. Gack, gack, gack tönte es dann auf dem Wege zum Schächthäuschen. Hinterher war es wiederum s' Mathildile, die das Geflügel jeweils auch rupfen durfte, worin sie sich eine große Fertigkeit angeeignet hatte.

Bekanntlich wurde von mir im Jahre 1952 ein Büchlein mit dem Titel „s' Lenile und s' Mathildile" herausgegeben.

Obschon man in jener Zeit noch kaum den Wert der Vitamine kannte, legte man doch großes Gewicht auf eine abwechslungsreiche, sogenannte gemischte Kost und schmackhafte Ernährung, wobei die Vitamine des „Gekochten und Gesottenen" ihren Weg durch den Schüttstein nehmen mußten.

Die Früchte, Beeren und Gemüse, ich möchte sie hier in mehr thurgauisch, schaffhausischem, als in badischem Dialekte anführen: D' Chöl, Chabis, Röslichöl, Rüebli, Rande, Blauchrut, Tomate, d' Ziebele und d' Knobli, d' Lauch und d' Sellerie" und für die Pessachtage auch den bissigen Meerrettich (auch Grei genannt), und das „Peterli (Petersilie) mitsamt den Wurzeln". Letzteres lieferte uns schließlich das „Moraur", das Bitterkraut, für den Sedertisch.

Des weiteren: „D' Öpfel, Birre, Ringlotte, Stachel- und Johannisbeere, Pflume und Zwetschge" — was eben die Jahreszeit gerade zu bieten hatte, brachten uns geschäftstüchtige Landfrauen aus der „Höri" — wie jene badischen, größtenteils nahe der Schweizer Grenze gelegenen Dörfer, Weiler und Gehöfte genannt wurden.

Mit einem auf vier Rädern quietschenden, ausrangierten Kinderwagen, den wir mit französischem Einschlag (der in unseren Redewendungen eine große Rolle spielte) als „Chaise" bezeichneten, kamen sie bei jeder Witterung etwa zweimal pro Woche in unser Dorf gezogen, uns ihre Waren anzubieten, ja anzupreisen! Über den Zeitpunkt der jeweiligen jüdischen Feiertage waren sie genauestens orientiert, wollten sie sich doch die Hochkonjunktur nicht entgehen lassen. So brachten sie uns auf diese Tage, ebenso zu den hohen Festtagen im Herbst, zusätzlich auch noch Geflügel, Butter und meist auch Eier. Auf Bestellung vielleicht sogar ein junges Zicklein, war doch ein Geißen- oder Gitzenbraten ein besonderer, festtäglicher Leckerbissen.

In unserem mejuschewen (gemütlichen) Heime durften zu den Jontauwtagen auch die Blumen nicht fehlen, und wenn man Glück hatte, konnte man gar noch einen mehr oder weniger geschmackvoll zusammengestellten Strauß aus bunten Gartenblumen erstehen. Man kaufte dieselben (wie auch das Gemüse) um nur ein paar Pfennige teurer, dafür auch frischer, auch bei den beiden einheimischen Gärtnern, Karl Ruh und Max Hany. Letzterer war und blieb bis zu seinem Tode auch der ehrenwerte Friedhofsgärtner der ehemaligen jüdischen Kultusgemeinde. Wald und Wiesen, die sich um das Dorf ziehen, lieferten dem Blumenfreund kostenlos und in größter Auswahl die herrlichsten Florakinder, welche Mutter Natur anzubieten hatte. Wer hätte dieser mannigfaltigen Pracht je widerstehen können?

Die zeitlose Garderobe, die für diese sparsamen und vielleicht zu wenig eitlen Landfrauen typisch war, bestand aus einem langen, weiten Rock (wie wir den Jupes – im Gegensatz zu einem ganzen Kleid – benannten), mit Besenlitzen am Saume und einem meist von Sonne, Wind und Wetter verschossenen „Tschobbe", sowie einer großen Kattun-Halbschürze. Im Sommer trugen sie einen weiten, oftmals blaugeblümelten, oder getupften baumwollenen Rock mit gleicher anliegender Taille mit Schößchen, welche mit billigen weißen Porzellanknöpfen geschlossen wurde; aus dieser meist ärmellosen Taille (nach Art einer Tracht, Dirndl wäre zuviel gesagt) traten dann die halb- oder dreiviertellangen glatten Ärmel eines Leinen- oder Baumwollhemdes hervor.

Geringelte oder gestreifte, natürlich handgestrickte Wollstrümpfe im Herbst und Winter, dann die nur mit Halbfingern „gelismeten" Handschuhe und Handeli (gestrickte kurze Armstößchen) und das unterm Kinne geknotete Dreiecktuch, das vor Sonne und Kälte schützen sollte, vervollständigten die werktägliche Kleidung der „Hörmerinnen", wie sie im Volksmund genannt wurden.

Die große Geldbörse oder auch nur ein Säckchen aus festem Drillich, (eine Bezugsquelle aus alten Matratzen), trugen sie meist unter der großen Halbschürze versteckt, oder in der tiefen Falte des Rockschlitzes, die Vorsichtigeren jedoch verstauten ihre Einnahmen in einer auf den obersten Unterrock aufgenähten Tasche. Unter demselben trug man sommers und winters noch ein bis zwei gestreifte, oder auch geblumte, mit Baumwollbändern um die Taille gebundene sogenannte Anstandsunterröcke, die oft zu kurz waren, um das vorwitzige Volant der Hosen (Beinkleid) decken zu können! Durch die oft nicht geschlossenen Rockschlitze konnte man hie und da und ohne einen Feldstecher – die Dessous der Unterkleider hervorleuchten sehen. Mit dem An- und Ausruf „Es blitzt" — wurde man dann schließlich auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, so auch, wenn der Unterrock oder die Hose halbverschämt unter dem Rocksaum hervorlugten. Doch regnete es, wurden die Röcke, mit Daumen und Mittelfinger graziös in die Höhe gehoben. Hochgesteckt, jedoch von jenen Damen, die ein bezauberndes, verführerisches „Frou-Frou" trugen. In Gelagé, dem „Klein-Paris" sozusagen, war ein derartiger Anblick gar keine Seltenheit.

Da das einstige „Klein-Paris" jedoch etwas abseits der großen Welt liegt – und dank dem Widerstand der damaligen Bauern bis heute keine eigene Bahnverbindung aufzuweisen hat, kamen die Frauen vom Untersee „per pedes" (zu Fuß) angerückt (vielleicht geschah dies auch aus Sparsamkeitsgründen), wobei sie zumeist den kürzeren Weg über das schweizerische Ramsen bevorzugt hatten. Jene Straße führt den Wald entlang und wurde der Landstreicher und Tippelbrüder (Handwerksburschen genannt) wegen, nicht für ungefährlich und ratsam gehalten. Es sind denn auch etliche Überfälle auf die Händlerinnen, ja sogar ein Raubmord an einem jüdischen Geschäftsmann namens Guggenheim verübt worden. Der weitere und auch beschwerlichere Weg in unser „Kaff" führte, sofern man nicht die Postkutsche benützte, über Engen, Singen, Gottmadingen, Randegg — oder auch über Buch, Murbach, aber — last not least – immer über die Landstraße und den sehr mühsamen Randegger-Gailinger Berg.

Die bekannteste und vielleicht auch beliebteste dieser Frauen war „Walburga" – von allen nur die „Burgern" genannt.

Obwohl sie sehr redegewandt war, war ihre Zunge alles andere als spitzig; weit spitziger war ihr stets leicht gerötetes Näslein. Die gute „Burgern" soll einmal ihren Nüsslisalat als streng „jumpefdick" angeboten haben, was ihren Umsatz in jenen Tagen vor Ostern gesteigert haben könnte. Auch die übrigen Händlerinnen,

worunter sich auch ein bis zwei „Jumpfern" im besten Mannesalter befanden, erfreuten sich mit ganz wenig Ausnahmen großer Beliebtheit.

Es waren größtenteils die biederen jüdischen Hausfrauen, sofern sie nicht, wie dies vielfach der Fall war, ein eigenes Gärtchen besaßen, die zu ihren treuesten Kunden zählten. Daß man beim Einkauf versuchte, die willkürlichen, unterschiedlichen Preise um ein paar Pfennige herunterzudrücken, hatten die nicht weniger gewiften, schlauen „Hörmerinnen" bereits miteinkalkuliert.

Am Nachmittag, ehe sie sich mit der halb- oder fast ganz geleerten „Chaise" wieder auf den Heimweg machten, hatte man die große Chance, drei halbwelke Salatköpfe (oder anderes), zum gleichen Preise zu erstehen, wie man am Morgen für einen einzigen zu bezahlen hatte.

Es war dies zu einer Zeit, da man den Pfennig und Rappen noch mehr zu schätzen wußte, als heute die Mark oder den Franken.

Mitten im Dorfe, nahe dem „Gasthaus zur Krone", das Vorderdorf genannt, wohnte Abraham Guggenheim mit dem patriarchischen grauen Barte. Güterhändler seines Zeichens, blieb ihm im Gegensatz zu vielen anderen „Balbatim" Zeit genug, sich inn- und außerhalb des Dorfes umzuschauen und umzuhören.

An Tagen, da die Hörifrauen erwartet wurden, begab er sich, beizeiten sozusagen, nachdem er zuvor den Frühgottesdienst besucht und dann erst gefrühstückt hatte, bis an das Ende des Außerdorfes (später auch „Kriegsstraße" genannt), um die über Ramsen kommenden Händlerinnen würdig in Empfang zu nehmen. So erstand er Obst, Gemüse und evtl. auch Geflügel schon aus erster Hand — und dank seiner Liebenswürdigkeit den „Frauenzimmern" gegenüber, konnte er alles unter dem jeweiligen Tagespreise einhandeln, worüber sich Babette, seine „Esches Chajil", deren zartes Köpfchen ein rötlicher Scheitel (Perücke) zierte, von ganzem Herzen freute. Was Wunder, daß „Awrohom" (Abraham) mit dem ehrenwerten Übernamen „Der Hörmerkönig" gekrönt wurde und ihn bis an sein Lebensende auch tragen durfte! Er konnte, Gott sei Dank, noch in vorsintflutlichen Zeiten das Zeitliche segnen.

Ehemänner, die gegen das Wochenende brav und dienstbeflissen die Einkäufe besorgten, taten dies meist mit einem kleinen, ganz kleinen Schwindel ihren Gemahlinnen gegenüber, indem sie den Wareneinkauf etwas billiger deklarierten, als dies in Wirklichkeit der Fall gewesen war, was die sparsamen Ehegesponse freudig und lobend zur Kenntnis nahmen, wobei sie sich eines gewissen Mißtrauens, (dem sie nicht, oder nur selten laut Ausdruck gaben), ob die angebliche „Mezi'e" (Verbilligung) auch wirklich dem „Emmes" (der Wahrheit) entspreche, nicht erwehren konnten.

Bei all meinen Schilderungen aus einer gewaltsam versunkenen Welt bzw. einmaligen „Kehilla" (jüd. Gemeinde), die nie mehr auferstehen wird, ziehen noch viele, sehr schöne und auch traurige Erinnerungen an meinem geistigen Auge vorüber, Erinnerungen, worüber ich dicke Bände schreiben könnte.

So laßt uns für heute in die Pessach- und Ostertage meiner unvergeßlichen alten Heimat zurückkehren und aufzeichnen, was ihrem Andenken und einer Nachwelt erhalten bleiben möge.

Einige Wochen vor Jomtauw (Festtage) kam dann auch die „Näern" (Näherin) zu uns auf die Stör, und zwar: s' Evale, s' Elsale, s' Rebekkale und die „Krumm-Rosel". Letztere durch ihre großen Nadelstiche bekannt. Ja, die sogenannten „Roselstiche" hatten weitherum sogar einige Berühmtheit erlangt.

„Trara, die Post ist da, trara, die Post ist da!" Ja, die Postkutsche, die alte Rumpelkiste mit ihrem Pferdegespann, ist eingetroffen und brachte uns die Söhne, Brüder und Jugendfreunde (auch manche Tochter, Schwester und Freundin waren darunter), die — um etwas zu werden, als Lehrlinge (Lehrtöchter, Kinderfräuleins, Pflegerinnen und Köchinnen), Commis und einige wenige auch als Studenten kamen, um in dem mejuschewen (gemütlichen) „Galinge" — bei ihren Lieben und mit der ganzen gebenschten Kehilla (gesegneten Gemeinde), den Jomtauw festlich und traditionsgemäß begehen zu können.

Natürlich kam keiner ohne einen steifen Hut, (Goks oder Melone genannt), Glacéhandschuhen und Spazierstöckchen aus der Fremde zurück. Sie zeigten damit, daß sie nun Männer, ja sogar Kavaliere geworden waren. Die meisten von ihnen hatten sich das Hochdeutsche so angewöhnt, daß sie es nicht einmal „lau" konnten. „Lau" heißt in hebräisch „nicht".

In jedem dieser jungen Männer zeigte sich neben vielen anderen und sogar auch akademischen Berufen der künftige tüchtige Kaufmann und Reisefritze, der gesetzlich geschützte Beruf der einstigen jüdischen Gailinger, was nicht heißen will, daß nicht auch viele Jünglinge christlichen Glaubens eine kaufmännische Ausbildung (und dies sogar in jüdischen Betrieben) genossen, um hinterher ebenfalls zum Musterkoffer zu greifen. Andere Jungens, die zum Teil erst konfirmiert, also „Barmizwah" (Barmizwah — Sohn der Pflicht) geworden waren und mit ihren 13 Jahren meist noch auf der Schulbank saßen, (wenn man nicht in Dießenhofen oder Singen eine Realschule besuchte, absolvierte man die Dorfschule bis zum 14. Altersjahre) waren vor den Feiertagen als „Dienstmänner" tätig. Die „Schimmels (Weil)-Buben" und einige meiner Brüder waren unbestritten die tüchtigsten aus dieser Zunft. Sie holten an unserer „Station Postkutsche" — nahe dem sogenannten „Latschariplatz" — beim Kronenbrunnen oder am Bahnhof im benachbarten thurgauischen Dießenhofen das Gepäck der ankommenden Jomtauwgäste ab und verdienten sich damit eine neue Kappe (Mütze), oder sogar ein Paar Schuhe. Der kinderreiche Papa war dadurch finanziell etwas entlastet, denn auf Pessach (Ostern) mußte jedes der Kinder ein neues „Malbisch" (Gewand) und neue Schuhe haben. Eine Neueinkleidung zu den österlichen, frühlingshaften Festtagen war obligatorisch und für eine kinderreiche Familie eine große Aufgabe, der man aber irgendwie immer wieder gerecht wurde.

Bei den jüdischen Spezereihändlern Florile Hassgall, beim Frohm Max, bei s' Isaaks, beim Samuel Veit und sogar beim Nausendle Gut (alle längst selig im Paradies ruhend), wurden dann so etwa 8 Tage vor Pessach die jontefdigen, also osterigen rituellen Spezereien und der Koscherwein für den Sedertisch, das Pessachmahl, eingekauft. Die Mütter und Großmütter seufzten unter der Last der soviel teureren Waren, die mit dem Aufdruck „Kosher schel Pessach" versehen waren, dem sie wie folgt Ausdruck gaben: „De jontefdig Kaffee, de Zigorie, de Zucker und s' Fett sin viel teurer als die chomezdigi Spezereie! Und wege de Eier! Gestern hat mer bei der Frau Auer für e Ei noch 7 Pfennig bezahlt, heut hat mer die Frau Schnebli, mei Nochbern (Nachbarin), und auch die Frau Ruh scho 8 Pfennig für's Stück verlangt. Wie soll mer bei dere Teuerung mit sei'm „Mesunem", mit em Haushaltungsgeld, noch auskomme? Ich kaf keini Eier meh, solang sie so teuer sin (sind)!"

Die Pessachputzete (Frühjahrsputzerei) schließlich, bis zum Aufhängen der frischgewaschenen, gecremten und gestärkten großen Tüllvorhänge — und der kleineren „Brisbislisch" — waren auch nicht aus Pappe, und manches Korsettstäbchen mußte dabei sein Leben lassen, und manche Naht an der gutsitzenden Untertaille und an-

deren Dessous ist dabei aufgeplatzt. Oi, oi, oi! Nichts wie Zores (Ärger) hatte man mit dieser Putzerei! Staubsauger und derlei Heinzelmännchen gab es damals noch nicht. Doch war man zufrieden, glücklicher als heute.

Am Erew-Jomtauw, dem Tage vor dem Fest endlich, durften wir „Gofe" bei uns selbst und bei den Nachbarn das an Ostern verbotene „Gesäuerte" einsammeln und dann mit Freude und Jubel im Garten, Hinterhof oder gar auf einem Misthaufen verbrennen. Dann wurden noch alle Taschen (Säcke genannt) unserer Kleidungsstücke umgedreht, damit ja chaswescholem (Gott behüte!) kein Krümchen Chomez, d. h. rituell Verbotenes, darin zurückbleibe.

Die „Madlisch" jedoch mußten dann der Mamme (Mamma) beim Kaschern und Glühen (rituelle Vorschrift für das österliche Geschirr), der gußeisernen Kacheln, Kugel- und Schalethäfen (feuerfestes Geschirr), sowie der Holzherde und Kachelöfen helfen, Mandeln und Haselnüsse für die Torten und „Krockerlisch" (letztere eine Spezialität aus gebrannten Mandeln) durch die Mandelmühle drehen — —, die silbernen Sabbatleuchter und Eßbestecke mußten auf Hochglanz poliert werden und noch derlei Dinge mehr. (Das Dienstmädchen, so man eines hatte, war anderweitig in Anspruch genommen.) Dann erst, wenn diese Vorbereitungen getroffen waren, wurde das jontefdige, also rituell österliche Geschirr, das nur an diesen Tagen gebraucht werden durfte, von der sogenannten „Schütte" — wie wir den Estrich nannten— heruntergeholt und das chomezdige (alltägliche) für 8 Tage zu einem Frühlingsschlaf dorthin verbannt. (Diese Gesetze haben bis heute ihre Gültigkeit behalten).

Der Sederabend mit seinem Pessachmahl und seinen speziellen Gebeten, an welchen sich die ganze Tischgesellschaft beteiligte (man erzählt die Geschichte über den Auszug der Israeliten aus Ägypten und der wunderbaren Errettung), dieser Abend verlief in unserer Kehilla (Gemeinde) so feierlich und schön, wie dies bis zum heutigen Tage, Boruch Haschem (gelobt sei der Name Gottes), auch jetzt noch und vielfach wiederum in den jüdischen Gemeinden und Familien in aller Welt der Fall ist.

Wie bereits vor zweitausend Jahren warten wir an diesen Pessachabenden auch heute noch auf das Erscheinen des „Eiligenove" — — wie wir den Propheten Eli-Hanovi, der als der Vorbote des kommenden Messias betrachtet wird, benennen.

An den Pessachtagen hatten wir jüdischen Evastöchter die Pflicht, unseren obligatorischen festtäglichen Spaziergang, den wir Arm in Arm in langen Reihen, oft über die ganze Straße eine Kette bildend, durchführten, zu unterbrechen (man nannte dies Gailinger-Reihen), um dann beim Zunachten, mit dem jontefdigen Eimer, Sieb und Meßgefäßen ausgerüstet, bei unseren Milchlieferanten, den Bauern, die Milch in die mitgebrachten eigenen Gefäße melken zu lassen. Für dieses Verständnis und Entgegenkommen — — (es war einmal!) — — brachten wir dann den Bäuerinnen einige Mazzoth (Osterbrote), die bei der nichtjüdischen Bevölkerung als eine Delikatesse galten. Desgleichen beschenkte man die Lehrer, die auch für uns stets hilfsbereiten „Barmherzigen Schwestern" (Krankenschwestern), die Mithausbewohner und Nachbarn und nicht zuletzt diejenige hilfsbereite Person, welche uns das Jahr über am Schabbos (Sabbat) Licht und Feuer machte und es auch wieder löschte.

Am Cholhamaud, also an den Halbfeiertagen, (nur die zwei ersten und zwei letzten der acht Ostertage werden als Ganzfeiertage gehalten), gingen die meisten der „Baalbatim", der Hausherren und Ernährer der Familie — nach wie vor — dem Handel oder dem Handwerk nach, aber es war wohl keiner unter ihnen, der Chomez, Verbotenes gegessen hätte. Mit einigen Mazzoth, einem Stück gesottenen oder gebratenen Fleisch oder Leber, oder auch mit einer Tranche gebackenem Fisch, vielleicht auch

nur mit etwas Koscherwurst in ihrem Köfferchen, mieden sie während acht Tagen jeden Wirtshausbesuch. Am Abend wurden die Braven und Gesetzestreuen dann von ihrer „Esches-Chajil" – wie die fromme, pflichtgetreue Frau und Mutter genannt und schon von König Salomo in seinem „Hohemlied" besungen wurde, für ihr Asketentum entschädigt, sei es mit Mazzenknödel, Grimselich (Ostergebäck), Schalet oder anderen österlichen Spezialitäten und Leckerbissen. Dabei hätte keiner mit Baron Rothschild oder einem anderen „Kozen" (Reichen) tauschen mögen, denn auch diese hatten ihre Deiges und Zores (Sorgen und Ärgernisse). Die jüdische Frau hat es immer verstanden, und dies ist auch in unseren Tagen nicht anders geworden, dem Lebensgefährten und Vater ihrer Kinder Behaglichkeit, Wärme und Kameradschaft zu schenken, sie ist von eh und je der ruhende Pol in der Familie, groß im Geben – und wenn es sein muß, auch im Dulden.

Am Cholhamaud-Sonntag schließlich fanden die von uns Kindern gefürchteten Religions-Schulprüfungen statt. Im sogenannten guten „Schabbeshillech" — der Sabbatkleidung —, dazuhin in der obligatorisch neuen, weißen, oder alten, frischgestärkten Schürze mit den Volants oben und unten, mit einer neuen seidenen Haarmasche (wir nannten sie Schleife) die Mädchen, in kurzen Knie- oder Pumphosen, gestreiften Flanell-Hemdblusen mit einer getupften oder karierten Seidenlavaliere (einer Art Künstlerkrawatte) und Mütze die Buben, saßen wir alle mehr oder weniger mit Herzklopfen, ach, wie auf einer Anklagebank! Vor uns die Herren Lehrer, bzw. die hohe Prüfungskommission, auch Schulrat genannt, einschließlich unseres „Rebbe" (Rabbiners), der Synagogenräte, sowie unserer Pappas. (Die Mamas waren zuhause unabkömmlich, lag doch meist noch ein Säugling im Stubenwagen). Anwesend waren auch die nähere und weitere Mischpoche (Verwandtschaft), sowie viele Gäste, die an diesem halbfeiertäglichen Morgen nichts Besseres zu tun hatten. „Sch'mabenie" — (großer Gott!), sie alle waren Zeugen unseres jüdischen Könnens — oder auch Nichtkönnens! Schließlich absolvierten wir sechs bis acht Stunden Religionsunterricht pro Woche und selbst an Sonntagen waren wir dazu aufgerufen.

Das Jahr über waren wir Schulkolleginnen (und Kollegen) wegen irgendeiner Nichtigkeit, eines „Chaulaumes" nannten wir es, oftmals miteinander „brauges", also böse, verkracht, doch an den Prüfungen hatte eines das andere zum „Vorsagen", dem sogen. Einflüstern, nötig. In dieser Situation frug einst unser Rabbiner und oberster Schulrat Dr. Spitz s. A. meine Freundin Dora U. (selig!), welche Tiere wir Israeliten essen bzw. welche wir nach den vorgeschriebenen Speisegesetzen nicht essen dürfen.

Trotz unseres momentanen „Braugesseins" stupfte sie mich mit ihren Füßen unter der Schulbank und blickte wie hilfesuchend zu mir herüber. Nein, ich konnte Dora nicht im Stiche lassen!

„W'-ho-ar-newes" und den Hasen – und das Chasser (das Schwein) flüsterte ich ihr zu. – – Leider hatte mich die Ärmste ganz und gar falsch verstanden, und stotternd schrie sie in den Raum: W' ho-ho arnewes, den — Hafen (statt Hasen) — — und den Chassen (Vorbeter) statt Chasser, was unter den Anwesenden natürlich die größte Heiterkeit hervorgerufen hatte. Dora und ich lachten noch 30 Jahre später über jenen köstlichen Lapsus.

An den letzten der Pessachtage, (die wiederum als ganze Festtage begangen werden), machten wir dann schließlich unsere Besuche bei Verwandten, Bekannten und unseren jüdischen Nachbarn, um das in Kaffee oder Spinatwasser hartgekochte, obligatorische Osterei in Empfang zu nehmen. Dazuhin haben wir dann auch die „Randegger" und im besonderen die Allerweltstanten „Dolzine" und „Rebekka", sowie

die gastfreundliche „Sidone" heimgesucht (letztere, sie ruhe in Frieden, hatte uns immer zu einem Mazzenkaffee eingeladen). Auch diese braven Frauen hatten stets das Osterei für uns bereit. Wer den Eidotter ganz in den Mund stecken und dann noch „Papp" sagen konnte, wurde preisgekrönt und erhielt als Preis noch ein zweites Ei, worauf wir uns nicht wenig zugute hielten.

Als wir dann endlich unsere Flügelkleider etwas verwachsen und angehende Backfische geworden waren, begleiteten uns die so rassigen Jünglinge auf unseren näheren und weiteren Spaziergängen, doch trafen wir uns, des „Loschen Hora" — der üblen Nachrede wegen —, erst außerhalb des Dorfes auf dem sogenannten Gailinger Buckel, auch Randegger-Berg genannt, oft auch auf dem Schneckenberg, aber auch das St. Katharinental bei Dießenhofen war ein beliebter Treffpunkt für unsere Stelldichein. Die Glacéhandschuhe und der erste Flaum auf der Oberlippe unserer ehemaligen Schulkollegen, flößten uns Mädchen den nötigen Respekt vor soviel angehender Männlichkeit ein. Daß wir auf solchen Spaziergängen am Pessach auch Studentenfutter knabberten und ein „Vielliebchen" aus Schalenmandeln zusammen aßen war eine Selbstverständlichkeit, dazuhin aufregend und amüsant.

Auf der Hauptstraße Gailingens und nicht zuletzt auf dem Synagogenplatz, nach „Schul" (nach dem Gottesdienst), war dann die sogenannte Modeschau. Hauptsächlich war es die jüdische Weiblichkeit mit ihrem angeborenen Charme und Schick, die einst Gailingen zu dem Namen „Klein-Paris" und „Gelagé" verholfen hatte. Ich weiß nicht, ob dieses Dorf auch heute noch diesem Ehrennamen gerecht zu werden vermag. Gar vieles hat sich seit unserer „Abreise" verändert!

Die besinnlichen, wie ebenso schönen Pessachtage, vergingen uns im Nu! Am letzten dieser Tage fand dann das sogenannte „Rumpeln" statt. Das ist das Wegräumen des jontefdigen Ostergeschirres, welches am anderen Tag auf den Estrich zu bringen war, wo es dann wieder, in alten Kästen, hohen Kisten und Truhen verpackt und wohlverwahrt, dem nächsten Pessachfest entgegenträumte.

Da damit der Alltag wieder seinen Einzug hielt, war mir dieses Rumpeln und Räumen eher verhaßt, und dies entgegen den Goetheschen Dichterworten, in denen er uns weismachen will, daß nichts im Leben schwerer zu ertragen sei, als eine Reihe von schönen Tagen.

„Wieso, weshalb, warum?" frug ich mich damals schon, wie noch heute!

Am Abend, da sich der letzte Pessachtag wieder auf die Fersen gemacht und das „Omern" begonnen hatte, (das Zählen der Tage von Pessach bis Schewuaus, dem jüdischen Pfingstfest), schmeckte uns das frische, knusprige Brot so gut, wie am Jomkippur (Fasttag-Versöhnungstag) die Anbeissude (Sude — eine Mahlzeit), da man wieder seine gewohnten Mahlzeiten einnehmen durfte.

Was mir, der ehemaligen Gailingerin, aus jenen vorsintflutlichen, unvergessenen Pessach- und Ostertagen bis in unsere Tage verblieben ist, sind „Moraur", das Bitterkraut, ein Symbol uralter Bedrängnisse und Bitternisse gegenüber dem Volk Israel, sowie das „Charausches", wie wir damals das Wort in unserem eigenen, leider verklungenen Gailinger-Westjiddisch (das ich noch vollkommen beherrsche) ausgesprochen hatten. Ein bittersüßes, jedoch genießbares Gemisch aus getrockneten Pflaumen oder Konfitüre, mit Mandeln und viel Zimt vermischt. Der Zimt verleiht dem Charausches die braune Farbe, die eine Zeit versinnbildlichen soll, da das „Volk des Alten Testamentes" im Lande Ägypten versklavt und geknechtet wurde, in Lehmhütten wohnte und in schwerster Fronarbeit unter der glühenden, verzehrenden Sonne jenes Landes, aus Lehm, Erde und Ton Ziegel brennen und auf nackten Schultern

schleppen mußte. Am Pessachmahl werden zur Erinnerung an jene Zeit und an den Auszug aus Ägypten eine sogenannte Sederplatte mit Mazzoth, Charausches, Moraur und diversen anderen eßbaren Dingen auf die Festtafel gestellt; man spricht einen Segensspruch über diese Symbole, wobei jeder Tischteilnehmer, indem man ihm ein weniges davon verabreicht, ebenfalls eine „Berocho" darüber macht, d. h. den betreffenden Segensspruch spricht. Diese Erläuterung nur nebenbei, sie diene zum besseren Verständnis betreffs des österlichen Festmahles, das ein Vorbote des neutestamentlichen „Heiligen Abendmahles" gewesen sein dürfte.

Jedoch damals wie noch heute, auch „Pharaone" mußten sterben! Das Volk Israel jedoch lebt, wenn auch noch immer in alle Welt zerstreut. Es lebt, trotz der millionenfachen Opfer, die es bringen mußte, in dem Land, das ihm von unser aller Gott und Vater einst verheißen wurde.

Aber auch dort, im Lande der Väter, stehen das „Moraur" und das „Charausches" auf dem festlichen Sedertisch, und wie bei uns in der Gola steht daneben noch immer der Becher Wein zum Empfang des „Eli-Hanovi", dem Boten und Künder des Messias, auf den wir harren und hoffen, auf daß er Israel erlöse und damit allen Menschen der Erde den wahren Frieden bringe!

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Verfasserin.